

dtv

Zwei Dinge hat der gute Mr. Brown seiner heißgeliebten Elsie wohlweislich nie erlaubt: selbst am Steuer eines Autos zu sitzen und einen Hund ins Haus zu bringen. Doch Mr. Brown lebt nicht mehr, und Elsie steht nach dreiundzwanzigjähriger Ehe vor einem neuen Lebensabschnitt. Was liegt näher, als ihn mit der Erfüllung ihrer beiden Herzenswünsche zu beginnen? Es dauert nicht lange, und sie präsentiert sich ihren Kindern als stolze Auto- und Hundebesitzerin. Doch das schrottfreie Vehikel und die auf der Straße aufgelesene Promenadenmischung bereiten den erwachsenen Sprößlingen Aufregungen und schlaflose Nächte. Als eines Tages ein Bild ihrer temperamentvollen Mutter in der Zeitung erscheint, überstürzen sich die Ereignisse ...

Una Troy wurde 1910 in Fermoy in Irland geboren, Sie studierte in Dublin und schrieb zahlreiche Romane, von denen ›Wir sind sieben (dtv 25296) international am erfolgreichsten wurde. Una Troy starb 1993 in ihrer irischen Heimat.

Una Troy

Mutter macht Geschichten

Roman

Deutsch von Susanne Lepsius

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Una Troy
sind als *dtv großdruck* im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Läuft doch prima, Frau Doktor! (25247)
Wir sind sieben (25296)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Ungekürzte Ausgabe 1977
15. Auflage 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1971 Una Troy
Titel der englischen Originalausgabe: ›Stop Press‹
© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© für die deutsche Übersetzung: Scherz Verlag, Bern 1974
Mit freundlicher Genehmigung der
S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes
›Finde – Wo du bleiben kannst‹ (1992) von Robert Kaindl-Trätzl
Satz: Kalle Giese Grafik GmbH, Overath
Gesetzt aus der Stempel Garamond (Berthold) 12/14
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25166-2

I

Der Zeitungsartikel war wie ein Schuß aus dem Hinterhalt, aber jetzt wußten James und seine Schwestern wenigstens, wo der Feind stand. Der Schock zwang sie zu handeln – und zwar keine Sekunde zu früh, wie sie sich eingestehen mußten. Sie hatten eben nicht gut genug auf ihre Mutter aufgepaßt.

James entdeckte die beunruhigende Kurznachricht als erster der Familie. Sie traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube. Obwohl erst vierundzwanzig, war er schon ein Mann mit eingefleischten Gewohnheiten. So las er unter der Woche die Zeitung nie schon beim Frühstück, sondern sparte sie auf, um sich mit ihr die Fahrt von Stanley Gardens nach London zu verkürzen.

So sagte er auch an diesem Morgen wie immer seiner Frau mit einem Kuß auf Wiedersehen, tätschelte den auf hohen Kinderstühlen thronenden Zwillingen, die gerade ihren Porridge mampften, die Köpfchen und trat in den freundlichen Juli-Sonnenschein hinaus, ohne zu ahnen, daß er unter seinem Arm die Gefährdung seines Seelenfriedens trug. Später dachte er voller Ingrimms daran, daß er aus schierer Lebenslust sogar eine kleine Melodie auf dem Weg zur U-Bahn vor sich hingsummt

hatte. Der Zug fuhr gerade ein, als er den Bahnsteig betrat. Er war zum Glück nicht überfüllt. James setzte sich auf einen freien Platz und öffnete die Zeitung. Ganz unten auf der Seite sprang ihm aus einer Kurzmeldung der Name seiner Mutter in die Augen – sein Atem stockte.

Den ganzen Vormittag fiel es ihm schwer, sich so ausschließlich, wie er es für seine Pflicht hielt, mit den Problemen des Londoner Bezirksamts zu beschäftigen, für deren Lösung er schließlich bezahlt wurde. In der Kaffeepause rief er seine Schwestern an. Dina arbeitete in einem Warenhaus und teilte mit zwei Mädchen eine Wohnung in der Nähe ihrer Arbeitsstätte. Sie stöhnte hörbar, als James ihr vorschlug, sich an einem für alle Browns günstig gelegenen Ort zum Mittagessen zu treffen, um eine gewisse Angelegenheit, von der er Kenntnis erhalten hätte, zu besprechen.

»Was tust du denn so geheimnisvoll, du kannst einem ja direkt 'nen Schreck einjagen.«

»Ich spreche aus dem Büro.«

Dina kicherte.

»Du liebe Güte, da muß allerdings was ganz Grauens passiert sein, daß du dich dazu aufschwingst.«

James versuchte, ruhig zu bleiben.

»Ich habe selbstverständlich um Erlaubnis gefragt. Und bitte, nimm dich zusammen! Es ist unbedingt notwendig, daß wir über dieses ... dieses

Problem, das da plötzlich aufgetaucht ist, miteinander reden.«

»Ich mach' dir einen Vorschlag«, sagte Dina munter. »Ich verbringe dieses Wochenende ebenso bei Mammi. Hat das Ganze, was immer es auch sein mag, nicht bis dahin Zeit?«

James faßte sich noch immer in Geduld: »Es liegt doch wohl auf der Hand, daß es für uns drei unmöglich ist, in Mutters Hause eine private Unterhaltung zu führen.«

»Willst du damit sagen, daß Mammi nichts davon wissen darf?«

James schwieg.

Dina fragte besorgt: »Mutter ist doch nicht etwa krank?«

»Soviel ich weiß, erfreut sie sich bester Gesundheit.«

»Gott sei Dank, aber ich seh' schon, daß ich Eric trotzdem zum Mittagessen absagen muß«, seufzte Dina bekümmert. »Aber wehe dir, wenn es nicht wirklich was enorm Wichtiges ist.«

Jill zeigte sich genauso widerspenstig: »Ich hab' heute abend nichts vor und fahre direkt nach Hause. Warum kommt ihr beide, du und Dina, nicht auch dorthin. Dann können wir uns ja ausquatschen.« Unnötigerweise fügte sie noch hinzu: »Und selbst wenn du vom Büro aus redest, sehe ich nicht ein, warum du nicht mit der Sprache heraustrückst. Wenn deine Kollegen nichts weiter zu tun

haben, als rumzustehen und die Ohren zu spitzen, dann wird es höchste Zeit, daß man ihre Gehälter kürzt, um den Steuerzahlern Geld zu sparen.«

James riß der Geduldsfaden.

»Muß ich dir wirklich erst umständlich auseinandersetzen, warum zu Hause nicht der geeignete Ort ist?«

»James ... O Gott ... was *meinst* du? Mammi war doch heute früh, als ich wegging, ganz in Ordnung.«

»Und ist es zweifellos immer noch. Hast du die ›Mail‹ heute früh gelesen?«

»Wir bekommen sie zwar jeden Morgen, aber ich habe nicht reingeschaut. Warum fragst du?«

»Dann kauf dir eine und *lies* sie!« rief James wutschnaubend und hängte ein.

Die ominöse Zeitung lag jetzt zwischen ihnen auf dem Tisch des Restaurants. James schlug sie auf und fing mit einer wahren Leidensmiene an zu lesen:

»DAS LOS DER POLIZISTEN IST EIN SCHWERES. Diese traurige Wahrheit wurde dem Polizeiwachtmeister P. C. Stapleton nur zu deutlich vor Augen geführt, als er Mrs. Elsie Brown wegen eines Verkehrsdeliktes anhielt ...«

»Und sie hat uns nichts von der Vorladung gesagt. Stellt euch das vor!« rief Dina. »Arme Mammi! Sicher hat sie sich die ganze Woche schreckliche Sorgen gemacht.«

»Sie sah aber gar nicht so aus«, bemerkte Jill etwas erstaunt. »Vermutlich dachte sie, es ließe sich doch irgendwie vertuschen. Arme alte Mammi! Sie hat aber auch wirklich Pech, daß jemand die Sache wichtig genug fand, um eine fette Glosse darüber zu schreiben.«

»Das einzig richtige wäre gewesen, uns sofort um Rat zu fragen«, sagte James streng, »statt dessen hat sie sich durch ihre Geheimniskrämerei zum Gespött der Leute gemacht.«

»Übertreib doch nicht so, James«, rief Dina, »sie hat ja noch nicht mal eine Strafe zahlen müssen.«
Jill starrte auf die Zeitung.

»Dieser alberne Artikel hier ist fast noch schlimmer als eine Strafe. Ich hasse Menschen, die auf anderer Leute Kosten komisch sein wollen.«

»Nun, hoffentlich war es für Mutter eine Warnung, aber was viel wichtiger ist, auch für *uns* sollte es eine sein.« James las weiter. »Damen am Steuer, bemerkte der Richter, dürfen immer mit einer gewissen Nachsicht rechnen, aber...«

Dina rief aufgebracht: »Nun hör schon auf, James!«

Jill schüttelte, von Selbstvorwürfen gequält, den Kopf: »Da ich die einzige bin, die noch bei Mammi wohnt, trifft mich ja wohl die größte Schuld, weil ich die Dinge einfach hab' laufen lassen.«

Aber der stets gerechte James widersprach: »Nein, wir sind alle drei gleich schuldig. Wir hätten

von Anfang an besser auf Mutter aufpassen sollen.«

Der Anfang lag zwei Jahre zurück, als Mr. Edward Brown, Beamter des Bezirksamtes Groß-London, plötzlich an einem Schlaganfall starb. Sein Sohn und seine beiden Töchter waren sich sofort darüber einig gewesen, daß es von nun an *ihre* Pflicht sei, sich um die geliebte Mutter zu kümmern. Mr. Brown hatte dies immer vorbildlich und scheinbar mühelos getan, aber seine Kinder mußten zu ihrem größten Erstaunen feststellen, daß es viel schwieriger war, als es zunächst ausgesehen hatte.

»Wir waren unverzeihlich nachlässig«, erklärte James, »und viel zu nachgiebig! Wir haben die Zügel schleifen lassen, obwohl es an Warnsignalen gewiß nicht gefehlt hat! «

»Wie etwa der Hutladen!« erinnerte Jill.

»Und dann dieser Blumenladen!« meinte Dina. »War es nicht eigenartig, daß die Blumen immer gleich welk waren?«

»Nicht, wenn man sich auf dem Markt den letzten Dreck andrehen läßt!« sagte James. »Aber erst dieser Hund!« Er starrte noch immer auf die Zeitung, wo »dieser Hund« in Lebensgröße neben seinem Frauchen abgebildet war.

»Unser Hauptfehler war«, stellte Jill fest, »daß wir den Wagenkauf nicht mit allen Mitteln verhindert haben. Es ist sicher nicht unser Verdienst,

daß es Mammi bisher mißlang, sich zu Tode oder wenigstens zum Krüppel zu fahren.«

»Das sind die größten ungelösten Probleme«, seufzte Dina. »Aber findet ihr nicht, daß Mammi sich auch in Kleinigkeiten ziemlich verändert hat? Habt ihr nicht bemerkt, daß seit Vaters Tod ihre irische Natur immer stärker durchbricht?«

Vor fünfundzwanzig Jahren war Mr. Brown, ein gesetzter Junggeselle, der auf die Vierzig zusteuerte, für ein paar kurze Ferientage zum Fischen nach Dooneen, einem kleinen irischen Kurort, gefahren. Er zog in den einzigen Gasthof am Ort, »O'Learys Familien-Hotel«, und verliebte sich gleich am ersten Tag in Elsie O'Leary, eine siebenjährige Waise, die ihren Großeltern beim Bedienen und in der Bar half. Aus Angst, sie zu verlieren, heiratete er sie stante pede und nahm sie mit in sein Londoner Vororthäuschen. Die Heirat war eine der wenigen impulsiven Handlungen in Mr. Browns sonst wohlgeordnetem Leben. Er bereute sie zwar nie direkt – denn er hörte nie auf, Elsie zu lieben –, aber als praktisch denkender Mensch erkannte er sehr bald, daß Elsie, objektiv gesehen, als Bezirksamts- und Vororts-Gattin nicht unbedingt geeignet war. Auch konnte er sich nie ganz des Eindrucks erwehren, daß sie dem aufreibenden Beruf ihres Ehegatten nicht genug Achtung zollte. Abgesehen davon fehlte es ihr an Methodik im Haushalt, obwohl sie es ihm auf

ihre unbekümmerte, lässige Art recht gemütlich machte. Seine Frau, stellte Mr. Brown gelegentlich ungläubig erstaunt fest, schien wirklich zu meinen, daß man nur zu seinem eigenen Vergnügen lebe. Er hatte gehofft, daß die Mutterpflichten sie etwas gesetzter werden ließen, aber als die Kinder kamen, ging sie mit ihnen genauso sorglos und heiter um wie mit allen anderen Menschen. Mr. Brown gab ohne weiteres zu, daß ihre unkonventionelle Art der Kindererziehung durchaus erfolgreich war – die ganze Familie schlug eher ihm nach –, was ihn aber nicht hinderte, selber eisern an Konventionen festzuhalten. Die Kinder beteten die Mutter an, aber mit dem Beispiel des Vaters vor Augen kamen sie sich schon als Teenager unendlich viel älter und weiser vor als ihre ach so geliebte Mutter.

»Was das Irische betrifft«, sagte Jill, »so sind wir doch alle halbe-halbe; darin seh' ich eigentlich keinen Nachteil.«

»Ja, aber bei uns hat die englische Hälfte die Oberhand gewonnen.«

Dina und James hatten wie der verstorbene Vater aschblonde Haare und graue Augen und wirkten tatsächlich ungemein englisch. Jill dagegen, deren Anteil an der Familienschönheit ungebührlich hoch ausgefallen war, hatte die langen Wimpern, die glänzenden blauen Augen und die goldschimmernden, etwas dunkleren Haare der

Mutter geerbt. Aber ansonsten war auch sie mehr eine Brown als eine O'Leary.

»Ich bin sicher, daß keiner von uns Mutters ur-eigenstes Wesen verändern will, egal, ob es von ihrer Heimat oder von was anderem geprägt ist«, meinte James, bei dem die englische Hälfte derart dominierte, daß er oft wie die zweite Auflage seines Vaters wirkte und sprach. Auch stand er diesem an Ernsthaftigkeit um nichts nach und war ihm deshalb freudig in dieselbe Abteilung des Londoner Bezirksamtes gefolgt, wo er den gleichen Arbeits-eifer und das gleiche Pflichtgefühl wie sein Erzeuger an den Tag legte. Jetzt warf er einen Blick auf seine Uhr und runzelte die Stirn. Es war Zeit für ihn, ins Büro zurückzugehen. Einige Sekunden irrten seine Gedanken von seiner Mutter zur Slum-Beseitigung ab, doch er fing sie sofort wieder ein und lenkte sie dorthin, wo sie im Moment am dringendsten benötigt wurden.

»Wir sind uns doch wohl darüber einig, daß Mutter der Wahrheit ins Auge sehen muß? Wir müssen ihr ins Gewissen reden, und zwar heute abend noch!« erklärte James, nunmehr völlig das Ebenbild seines Vaters. »Es geschieht ja nur zu ihrem eigenen Besten.«

Zur selben Zeit, nur einige Meilen entfernt, ließ Elsie Brown in ihrem Häuschen die Tasse Kaffee, die vor ihr auf dem Küchentisch stand, kalt werden, während sie, genauso aufmerksam wie

ihre Familie, in der gleichen Zeitung den gleichen schnöden Artikel las. Sie blickte Cucullan an, der ihr auf einem Stuhl gegenüber saß. Das war seit jeher sein Lieblingsplatz.

»Wir sind in Ungnade gefallen«, sagte sie.

Cucullan spitzte ein Ohr und klopfte mit dem Schwanz auf den Stuhl. Elsie machte sich keinen frischen Kaffee, sondern trank schnell und voller Reue den abgestandenen, weil ihr gerade wieder die Mahnung von Mr. Brown: Vergeude keine Energie, nütze sie, eingefallen war. Sie stand hastig auf. Die Sonne schien auf die Kletterrosen im Hintergärtchen. Sie sahen zwar nicht mehr ganz so adrett aus wie unter Mr. Browns sorgsamer Pflege, blühten aber immer noch farbenfroh und üppig, und ihr Anblick erfreute Elsies Herz. Es schien unangebracht, sich einen so schönen Tag mit Grübeln zu verderben. Sie ging mit Cucullan hinaus, um die welken Blüten abzuschneiden, denn sie hatte heute den dringenden Wunsch, etwas zu tun, was Mr. Browns Beifall gefunden hätte – sozusagen als Wiedergutmachung für all die Dinge, die sie letztlich angestellt hatte und die ihm gar nicht gefallen hätten.

Sie fing an zu singen, während sie die Rosen beschnitt. Wenn es stimmte, daß in Elsie die irische Natur wieder durchbrach, so war das nicht weiter verwunderlich, denn im Grunde hatte sich Elsie in den ganzen fünfundzwanzig Jahren, die sie aus

Irland fort war, nicht viel verändert. Zwar war sie nicht mehr so gertenschlank wie früher, aber sie hatte weder ihren breiten irischen Akzent verloren noch ihren Gang (der mehr ländlichen Wegen als dem Großstadtpflaster angemessen schien), noch ihre Angewohnheit, mit völlig Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen.

»*Und sie lebt am schönen Anner...*«, sang Elsie, während sie gnadenlos an den wuchernden Kletterrosen herumschnipselte, ... *an dem Flusse Slievnamon!*« Dann brach sie ihren Gesang ab und zerdrückte eine Träne für Mr. Brown. Jeden Morgen hatte sie auf seinen Wunsch hin eine Rose abgeschnitten und sie ihm ins Knopfloch gesteckt, dann hatte er sie zum Abschied geküßt und gesagt: »Bleib schön brav, Elsie.« Und sie antwortete immer: »Ja, Mr. Brown, mein Schatz.« Sie sagte natürlich nicht Mr. Brown, sondern Edward. Allerdings hatte sie einige Zeit gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, ihn Edward zu nennen, und sogar dann hatte sie nie ganz aufgehört, an ihn als an Mr. Brown zu denken. Und das seltsame war, daß sie ihn jetzt in Gedanken wieder nur Mr. Brown nannte.

Sie zerdrückte noch eine Träne. Ja, er war genau der Typ Mann gewesen, zu dem eine Rose im Knopfloch gut paßte. Mit siebzehn hatte sie sich Hals über Kopf in diesen distinguierten, würdevollen Engländer verliebt, den noch der Duft der

großen Londoner Welt umgab. Ihre Großeltern waren damals schon recht alt und gebrechlich, und die Enkelin war ihre einzige Stütze und Freude. Abgesehen von einigen kurzen Ausflügen in die nächste kleine Stadt, hatte sich Elsie nie von ihnen getrennt, und bevor Mr. Brown »O’Learys Familien-Hotel« betrat, hatte sie nicht gewußt, wie ein Engländer überhaupt aussieht. Das erste, was ihr an ihm auffiel, war seine vornehme Aussprache, die sie bislang nur vom Radio oder Kino her kannte.

»Haben Sie bitte ein Zimmer für mich?« hatte er sie in diesem wunderschönen Tonfall gefragt. »Wenn möglich mit Blick aufs Meer.«

Er hätte gleich fünf Zimmer mit Meeresblick haben können. Dooneen hatte wenig zu bieten, was einen Fremden hätte anziehen können. Und O’Learys Hotel konnte seine kärgliche Existenz nur fristen, weil die Einheimischen dort an der Bar tranken.

»Ja, natürlich, Sir«, hatte sie geantwortet, »es ist sehr ruhig hier bei uns in Dooneen.«

»Gerade deshalb bin ich hergekommen.« Er blickte sie aufmerksam an.

»Der Arzt hat mir Ruhe und Erholung verordnet, und auf dem Fährschiff habe ich dann zufällig erfahren, daß es hier Forellen gibt.«

Davon gab es wirklich genug in dem Fließchen, das in den Hafen von Dooneen mündete – braune, fadschmeckende Forellen, die vielleicht gerade gut

genug zum Fangen waren, aber schon schlechter zum Essen. Sogar einige Fischerboote existierten, die zu dieser Zeit auf Makrelenfang fuhren, aber man sah es Mr. Brown schon auf den ersten Blick an, daß er sich mehr für ein Flußufer eignete als für die hohe See. Die funkelnagelneue Angelausrüstung in dem grünen Leinwandbehälter sah genauso sauber und adrett aus wie ihr Besitzer. Später stellte sich heraus, daß ihre Anschaffung eine reine Geldverschwendung gewesen war, denn das einzige, was Mr. Brown sich vom ersten Tag an zu angeln versuchte, war Elsie O'Leary.

»Laß dir nicht den Kopf verdrehen, Mädchen«, warnte ihr Großvater. »Vergiß nicht, daß Mr. Brown von heute auf morgen wieder von der Bildfläche verschwinden kann.«

»Der nicht!« sagte die Großmutter. »Der ist ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle.«

Das hatte Elsie auch schon gemerkt.

Es gab immerhin einige junge Männer in Dooneen, die sich um sie bemühten, aber sie hielten dem Vergleich mit Mr. Brown nicht stand. Nie zuvor hatte jemand eine Tür für sie geöffnet oder war aufgestanden, wenn sie das Zimmer betrat, oder hatte sie mit der Hand unter dem Ellbogen gestützt, wenn der Weg uneben wurde; niemand hatte ihr je große Pralinenschachteln verehrt, sie umsorgt oder ihr das Gefühl gegeben, etwas Besonderes zu sein (natürlich völlig überflüssige Dinge,

aber eben doch sehr nett). Und abgesehen von all dem war Mr. Brown ein so guter, hilfsbereiter, offener Mensch, daß jeder ihn auch um seiner selbst willen lieben mußte. Elsie wurde bei dem Gedanken, ihn für immer aus den Augen zu verlieren, ganz traurig, aber zu den Großeltern sagte sie: »Was auch immer kommt, ich kann euch doch nicht alleine lassen.«

»Uns würde ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir sähen, daß du einen guten Mann heiratest«, versicherte Großmutter, und Großvater stimmte ihr ausnahmsweise zu. Mr. Brown hatte nicht nur ganz offen über sein augenblickliches Gehalt, seine Pension und seine Aussichten als Beamter des Londoner Bezirksamts gesprochen, sondern sie auch über fast jede Kleinigkeit seines – wie jeder leicht erraten konnte – untadeligen Lebenswandels informiert. »Wir leben schließlich nicht ewig, und das Hotel rentiert sich schon seit einiger Zeit nicht mehr. Wenn du ihn lieb genug hast, dann nimm ihn.«

»Ich habe ihn *sehr* lieb«, bestätigte Elsie mit Nachdruck.

Sie hatte seinen Heiratsantrag begeistert und ohne die geringsten inneren Zweifel angenommen. Es war ihr nur unbegreiflich, wie sich dieser Gentleman ein so einfaches, naives, irisches Mädchen zur Frau wünschen konnte. Sie hatte Angst gehabt, sich seiner nicht würdig zu erweisen, und diese

Angst, das wußte sie, hatte sich leider als nur zu berechtigt erwiesen, obwohl Mr. Brown mit seinen behutsamen und liebevollen Belehrungen alles versucht hatte, um aus ihr einen ernsthaften Menschen zu machen.

Seltsamerweise stellte sich heraus, daß London gar nicht so großartig war. In mancher Hinsicht fühlte man sich sogar einsamer als in Dooneen, wo jeder jeden kannte, während man in London – wie Mr. Brown ihr wieder und wieder einschärfte, weil sie es so leicht vergaß – sehr aufpassen mußte, mit wem man umging. Aber in ihrem Häuschen und mit Mr. Brown war sie eigentlich immer sehr glücklich gewesen. Niemand konnte sich einen besseren Ehemann wünschen.

Sie zerdrückte die letzte Träne. Mr. Brown wäre es gar nicht recht gewesen, sie so unglücklich zu sehen. Sie ging wieder entschlossen den störrischen Ranken zu Leibe, weil ihm das bestimmt gefallen hätte. »*Lalala, und die Sonne ist da ...*«, sang Elsie, die sich an die Lieder ihrer Kindheit nur noch sehr vage erinnerte. »*Tralala über den Hü-ügeln von Irland ...*«, aber es gelang ihr nicht, die nötige Wehmut in die Worte zu legen, denn die Sonne von Irland hatte ihr all diese Jahre eigentlich nicht im geringsten gefehlt.

Die Großeltern hatten nach der Heirat das Hotel verkauft und waren beide im Abstand von wenigen Tagen an der Grippe gestorben, gerade zu der

Zeit, als Elsie im Krankenhaus James das Leben schenkte. Mr. Brown hatte sie getröstet, alles arrangiert, war selbst nach Dooneen gefahren, um bei der Beerdigung dabeizusein, und hatte die zweihundert Pfund – denn aus mehr bestand die großelterliche Erbschaft nicht – auf einem Postscheckkonto sicher angelegt. Ja, so war eben Mr. Brown – genau wie dieser Mann, der die Welt auf seinen Schultern balanciert. »Atlas!« murmelte Elsie laut und voller Stolz auf ihre Bildung. Sie spannte die Finger fester um die Gartenschere und blickte plötzlich voller Entsetzen auf den Boden. Da lag eine wunderschöne Ranke vorzeitig im Gras ... So bin ich eben, dachte Elsie und überschüttete sich wie so oft mit Selbstvorwürfen. Unbedacht und dumm! Und niemand, nicht einmal James, Dina oder Jill – die höchstwahrscheinlich alle drei inzwischen den Artikel gelesen hatten – konnten auch nur ahnen, *wie* unbedacht und dumm sie war, denn die Sache mit dem Wagen war noch das Harmloseste von allem.